

2 Zur biografischen Struktur sexuellen Handelns

Die alltagsweltliche und biografische Dimension von Sexualität lässt sich anhand eines Zitates aus einem der durchgeführten lebensgeschichtlichen Interviews illustrieren. In diesem erzählt Susanne Albers (vgl. Kap. 5.4.2) davon, wie sich ihr Verständnis von intimem und sexuellem Handeln wandelt, als sie beginnt sich in bisexuellen Zusammenhängen zu engagieren:

»das schien mir davor immer so ne gesellschaftlich vermittelt so ne klare Abfolge von, ne von so ein Schritt folgt dem nächsten und beim einen Treffen küsst man sich beim nächsten Treffen hält man dann verliebt Händchen und beim dritten kuschelt man sich aufs Bett und beim vierten wird's intim und beim- spätestens beim fünften dann landet man in der Kiste spätestens und da war das mit denen eben nicht so Da konnte man jederzeit jeden Schritt wieder zurücknehmen und das fand ich total klasse« (SuA, 17–18/31–3).

Susanne Albers erklärt, dass sie im Laufe ihres Lebens einen bestimmten Ablauf erlernt hat, wie eine heterosexuelle Interaktion, die auf intimes Handeln abzielt, abzulaufen habe. Die Sexualforscher William Simon und John Gagnon bezeichnen einen solchen gesellschaftlich verankerten sexuellen Handlungsablauf als sexuelles Skript (vgl. Gagnon & Simon, 2000). In der Interviewpassage wird deutlich, dass solche alltäglichen Skripts für intimes und sexuelles Handeln in die Biografie eingebunden sind. Einerseits wurden diese im Laufe des Lebens »gesellschaftlich vermittelt«, wie Susanne Albers ausführt; andererseits zeigt sich in dem Zitat, dass diese gesellschaftlich vermittelten Abläufe nicht nur passiv internalisiert, sondern im Verlauf der Biografie abgewandelt werden können. Ziel dieses Kapitels ist es, ein soziologisch fundiertes Verständnis von Sexualität zu gewinnen, das diese biografische Strukturierung alltäglichen sexuellen Handelns einbeziehen kann.

Dafür werde ich in einem ersten Schritt auf die biografische Gestaltbarkeit der Sexualität eingehen, die in der Erzählung von Susanne Albers zum Ausdruck kommt, und sie in einen breiteren gesellschaftlichen Kontext einordnen. Im Text spricht die Biografin⁴ davon, dass sie in bisexuellen Zusammenhängen die befreiende Erfahrung macht, »jederzeit jeden Schritt wieder zurücknehmen« zu können. Der Soziologe Anthony Giddens hat die These aufgestellt, dass solche erweiterten Gestaltungsmöglichkeiten von Sexualität in den letzten Jahrzehnten in einem Maße zugenommen haben, dass von einem grundsätzlichen gesellschaftlichen Wandel gesprochen werden kann. Um diese neue Gestaltbarkeit von Sexualität in der Biografie zu beschreiben, hat er den Begriff der »modellierbaren Sexualität« (Giddens, 1993, S. 10) vorgeschlagen, den ich im ersten Abschnitt des Kapitels diskutiere. Diese Diskussion soll dabei helfen, einen gesellschaftlichen Kontext zu skizzieren, in dem die im Anschluss zu erörternden Modelle biografischer Strukturierung stehen. Ferner wird ein Einblick in den gesamtgesellschaftlichen Entwicklungsprozess möglich, als dessen Teil sich die weiter unten ausführlich besprochenen (vgl. Kap. 5.1–5.4.3) rekonstruierten Biografien entfaltet haben. An diese Diskussion anschließend verlasse ich diese allgemeinere gesellschaftstheoretische Ebene und skizziere anhand von Modellen der Verbindung von Sexualität und Lebensgeschichte ein biografietheoretisches Verständnis von alltäglichem sexuellen Handeln.

2.1 Die neue Gestaltbarkeit von Sexualität in der Biografie

Es gibt gute Argumente dafür, von einem Formwandel der menschlichen Sexualität in der späten Moderne⁵ zu sprechen (vgl. Giddens, 1993;

4 Der Begriff der Biografin – anstatt von Autobiografin – soll mein Verständnis von Biografie als einer gesellschaftlichen Konstruktion unterstreichen (vgl. Rosenthal, 1997a, S. 425 und Kap. 4.2).

5 Ich verwende den Begriff »späte Moderne«, um eine – bewusst unscharfe – zeitliche, regionale und theoretische Einordnung vorzunehmen. Unter Modernisierung verstehe ich eine Phase gesellschaftlichen Strukturwandels, der sich seit Mitte des 18. Jahrhunderts in Europa endgültig durchsetzte und in der Soziologie unter den Begriffen »Differenzierung und Integration« (Elias, 1997, S. 10) oder funktionale Differenzierung diskutiert wird (vgl. Fischer-Rosenthal, 2000, S. 59). Ein zentrales Ergebnis dieses Prozesses ist das Erscheinen von Individuum und Gesellschaft als getrennte Figuren (Elias, 1997, S. 66;

Schmidt, 2000, 2005; Sigusch, 2000, 2005; Beck & Beck-Gernsheim, 1990; vgl. dazu auch Löw, 2009). Laut Anthony Giddens vollzieht sich seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein revolutionärer Wandel menschlicher Sexualität (vgl. Giddens, 1993). Damit bezieht er sich auf einen Zeitraum, in dem sich die in dieser Arbeit besprochenen Biografien abspielen. Die Interviewten sind Ende der 1940er Jahre (Manfred Schäfer, Kap. 5.3), in den 1960er Jahren (Torsten Nowak, Kap. 5.1, und Birgit Müller, Kap. 5.4.1) und den 1970er Jahren (Tanja Weber, Kap. 5.2, und Susanne Albers, Kap. 5.4.2) geboren. Der Wandel, der sich in dieser Zeit vollzieht, beruht nach Giddens vor allem darauf, dass immer mehr Frauen die Mittel zur Verfügung standen, Sexualität und Fortpflanzung zu trennen.

»Für Frauen – und in gewissem Maße auch für Männer – wurde Sexualität beeinflussbar, sie konnte nun unterschiedliche Formen annehmen und wurde zu einem potentiellen ›Eigentum‹ des Individuums. Sexualität entwickelte sich als eine fortschreitende Differenzierung des Sex – weg von den bloßen Anforderungen der Fortpflanzung. Dieser Ablösungsprozess ist heute zu einem Abschluß gelangt. Nun, da die Empfängnis ebenso künstlich herbeigeführt wie künstlich verhindert werden kann, ist die Sexualität vollständig autonom geworden« (Giddens, 1993, S. 38).

Giddens nennt diese neu entstandene Sexualform »modellierbare Sexualität« (ebd., S. 10). Durch die von ihm beschriebene Entwicklung wird ein Bereich, der zuvor nur begrenzt beeinflussbar war, durch das Handeln einzelner Menschen innerhalb ihrer Lebensspanne gestaltbar (vgl. ebd., S. 45). Die Folgen dieser Entwicklung sind laut Giddens nicht auf den sozialen Bereich der Sexualität beschränkt, sondern Teil einer umfassenderen gesellschaftlichen Veränderung, in der das Geschlechterverhältnis sich zugunsten einer größeren Autonomie von Frauen verändere, Liebesbeziehungen gerechter und demokratischer gelebt werden könnten und Heterosexualität langsam ihre privilegierte Stellung verliere und dabei zu einer gleich-

vgl. auch Fischer-Rosenthal, 2000, S. 58). Mit dem Begriff der späten Moderne verweise ich auf die soziologischen Diskussionen darüber, ob sich seit den 1950er Jahren in den westlichen Industriestaaten erneut ein grundlegender Strukturwandel der Gesellschaft abspielt (vgl. z. B. Fischer-Rosenthal, 2000), und mache deutlich, dass ich diese Frage für nicht entschieden halte.

berechtigten Sexualform unter vielen anderen werde. Angestoßen wurde diese Entwicklung nach Giddens durch die erfolgreichen Emanzipationsbestrebungen sozialer Bewegungen wie der Frauen- oder der Homosexuellenbewegung. Sie sei zugleich Bestandteil eines Strukturwandels größeren Umfangs, nämlich der Ausbreitung »institutioneller Reflexivität« (ebd.) in der späten Moderne. Nach Giddens sind es nicht mehr die Institutionen, die einseitig den Rahmen menschlichen Handelns bestimmen, sondern dieser Rahmen kann nun durch menschliches Handeln unmittelbar beeinflusst werden.

Um Giddens' These einer neuen Gestaltbarkeit von Sexualität in der späten Moderne für mein Vorhaben nutzbar zu machen, möchte ich die Frage diskutieren, ob sie empirisch und theoretisch haltbar ist. Für seine These spricht die sich verändernde Sexualpolitik in Deutschland seit den 1960er Jahren. Diese Veränderung zeichnet sich vor allem in den Rechtsbeziehungen ab. Seit dem Jahr 1972 hatten Schwangere in Ostdeutschland das Recht, innerhalb der ersten zwölf Wochen eine Schwangerschaft abzubreaken (vgl. GBI. I, 5/1972, S. 89f.). In Westdeutschland blieb ein Abbruch, bei Erfüllung von Indikation und Fristen, seit dem Jahr 1976 straffrei (vgl. Otto, 2011, S. 58). Einschränkend muss festgehalten werden, dass die liberalere ostdeutsche Gesetzgebung nach dem Jahr 1990 keinen Eingang in die gesamtdeutsche Gesetzgebung fand und ein Schwangerschaftsabbruch in § 218 des Strafgesetzbuches (StGB) weiter prinzipiell als Straftatbestand geführt wird.

Nicht nur im Bereich der reproduktiven Rechte, sondern auch im Sexualstrafrecht ergaben sich zentrale Veränderungen, wie die Abschaffung von § 175 StGB im Jahr 1994 (vgl. Dworek, 2012), der bis zu diesem Zeitpunkt gleichgeschlechtlich liebende Männer diskriminierte. Die Abschaffung der Straffreiheit von Vergewaltigung in der Ehe im Jahr 1997 durch die Veränderungen von § 177 StGB stellt einen weiteren sexualpolitischen Meilenstein dar (vgl. Müting, 2010, S. 187f.).

Eine sukzessive Erweiterung der Handlungsspielräume im Bereich des intimen Handelns lässt sich auch innerhalb von Paarbeziehungen feststellen. Bei diesen handelt es sich um eine der wichtigsten Institutionen der gesellschaftlichen Organisation von Reproduktion und Sexualität. Es ist in den letzten Jahrzehnten für Frauen leichter geworden, eine unerwünschte Beziehung zu beenden. Grundlage dafür war eine Liberalisierung des Scheidungsrechtes, die gesellschaftliche Legitimierung von Trennung und Scheidung sowie eine größere ökonomische Unabhängigkeit von Frauen

(vgl. Burkart, 2018, S. 189). Eine erst kürzlich vollzogene Entwicklung ist, dass die Rechtsform der Ehe seit dem Jahr 2017 allen Paaren, unabhängig von ihrem Geschlecht, offensteht (vgl. § 1353 Absatz 1 Satz 1 Bürgerliches Gesetzbuch [BGB]).

Es lassen sich, trotz der zahlreichen Hinweise, die Giddens' These stärken, dennoch Einwände gegen den Befund einer sich ausweitenden »Modellierbarkeit« von Sexualität erheben. Der von ihm beschriebene Wandel kann als ein eng begrenztes, regionales Phänomen betrachtet werden. Global gesehen hat lediglich eine Minderheit von Frauen den nötigen Zugang zu einem kostenlosen Gesundheitssystem, die Macht sexuelle und reproduktive Rechte durchzusetzen und die Verfügung über effektive technische Mittel zur Verhütung. Zudem ergeben sich einige grundsätzliche Probleme innerhalb seiner Argumentation. Sie beruht auf der impliziten Annahme, die moderne Verknüpfung von Sexualität und Fortpflanzung, ihre Einbettung in geschlechterhierarchische heterosexuelle Beziehungsmodelle und die Definition von Sexualität als phallische Sexualität sei ein biologischer Effekt, der erst durch die technischen Entwicklungen der späten Moderne entschärft würde. Demgegenüber hat die Geschlechterforschung herausgearbeitet, dass es sich bei der Verknüpfung von Sexualität mit einem patriarchalen Regime der Fortpflanzung um eine gesellschaftlich hervorgebrachte Institution handelt, die es Männern ermöglichte, sich die Kontrolle über die Sexualität und Arbeitskraft von Frauen zu sichern (vgl. u. a. Rich, 1989; Wittig, 1992 [1976]). Es lässt sich Giddens somit entgegenen, dass es vor den technischen Entwicklungen seit den 1950er Jahren für die Reproduktion zwar eine biologisch notwendige Verknüpfung eines genitalen Kontaktes zwischen zwei Fortpflanzungstypen gab, aber keineswegs die Notwendigkeit bestand, aus diesem Kontakt ein patriarchales Modell der Zweigeschlechtlichkeit abzuleiten. Daher lässt sich die Frage aufwerfen, warum eine technisch realisierbare Trennung von genetischer Rekombination in der Fortpflanzung und sexuellem Handeln ein etabliertes Herrschaftsverhältnis beenden sollte, wie es Giddens hofft. Durch die Einordnung in sein lineares Modernisierungsmodell vollzieht er eine problematische Gegenüberstellung zwischen der vermeintlich biologischen Ordnung des Sexuellen in der Moderne und ihrer vermeintlich technisch-reflexiven Gestalt in der späten Moderne. Dabei überschätzt er meines Erachtens die technischen Möglichkeiten und unterschätzt die Einbindung von Sexualität in vergeschlechtlichte Herrschaftsverhältnisse.

Die Frauen- und Geschlechterforschung hat gezeigt, dass hierarchische Zweigeschlechtlichkeit und institutionalisierte Heterosexualität zwar gesellschaftlich hervorgebracht werden, den Menschen aber nicht mehr als Ergebnis ihres Handelns und ihrer Verabredungen erscheinen, sondern als Teil menschlicher Natur (vgl. Bührmann & Mehlmann, 2008; Jackson, 1999; Löw, 2009, S. 438f.). Ihr Beitrag war es, Sexualität als Teil eines Herrschaftsverhältnisses – bzw. kulturell hervorgebrachten Machtverhältnisses (vgl. Butler, 1991; Fuss, 1991; Sedgwick, 1990)⁶ – zu beschreiben, das auf der Ausbeutung von Frauen durch Männer beruht (vgl. Rich, 1989; vgl. Wittig, 1992). Mit Blick auf die Kategorie Geschlecht, die untrennbar mit dem sozialen Bereich der Sexualität verbunden ist, hat die Geschlechterforschung festgestellt, dass es – ganz im Sinne Giddens – in den letzten Jahrzehnten zu einer Flexibilisierung von Geschlechterrollen gekommen ist, wobei die institutionalisierten Geschlechterverhältnisse stabil geblieben sind (vgl. Wetterer, 2005; Krüger & Born, 2000; explizit zum Thema Heteronormativität Hänsch, 2003, S. 235). Was das für Entscheidungsprozesse in der Lebensgeschichte heißt, lässt sich anhand einer Passage aus dem Interview mit Birgit Müller (vgl. Kap. 5.4.1) darstellen, die über die vergeschlechtlichte Arbeitsverteilung spricht, die sich mit ihrem Mann einstellt, nachdem sie ein Kind bekommen hat:

»mir ham, obwohl mir uns eigentlich äh so scho, gewünscht hätten uns ä Arbe- äh so Arbeit und Familie äh bisschen mehr aufzuteilen dadurch dass ich in mein Beruf nicht arbeiten **konnte**, oder **wollte**, war halt so, ham=er halt wirklich ganz starke Rollenteilung gehabt, also ich war wirklich voll für die Kinder <<hmm>> ähm, äh verantwortlich und mein Mann wenig, mit wenig Zeit für die Familie und auch für sich« (BM, 5/11–14).

Es wird in diesem Zitat eine Situation beschrieben, in der Geschlechterrollen in der Beziehung prinzipiell verhandelt werden können, etwa in der

6 Es existieren hier Differenzen zwischen eher soziologisch bzw. materialistisch und eher kulturwissenschaftlich bzw. diskursiv argumentierenden Positionen (vgl. Jackson & Scott, 2010, S. 77). Für soziologisch anschlussfähiger halte ich einen Ansatz, der Geschlecht nicht allein als binären kulturellen Code analysiert, sondern als Naturalisierung einer alle gesellschaftlichen Bereiche durchziehenden sozialen Spaltung begreift, welche die Geschlechtskategorien hervorbringt und zugleich die Ungleichheit zwischen ihnen legitimiert. Männer erhalten in dieser Weise Kontrolle über die produktive, reproduktive und emotionale Arbeit von Frauen.

Frage, wer sich um die Kinder kümmert. Das Ende der Selbstverständlichkeit dieser vergeschlechtlichten Arbeitsteilung ändert nichts daran, dass sie sich aufgrund institutionalisierter Geschlechterverhältnisse gegen den erklärten Willen des Paares einstellt. Da der soziale Bereich des Sexuellen aufs Engste mit der Kategorie Geschlecht und der Vergemeinschaftung in Zweier- oder Mehrfachbeziehungen verbunden ist, wirft diese Erkenntnis fundamentale Fragen hinsichtlich des Ausmaßes der Gestaltbarkeit von Sexualität in der Biografie auf. Diese Gestaltbarkeit kann offensichtlich weiterhin an institutionelle Grenzen stoßen, die auf sozialen Verhältnissen beruhen, die innerhalb eines Menschenlebens nicht ohne Weiteres verändert werden können. Es handelt sich um soziale Verhältnisse, die wir zwar »ver- aber nicht wegwünschen« (Berger & Luckmann, 2004, S. 1) können.

Neben den Argumenten, die für einen grundsätzlichen Formwandel des Sexuellen in Richtung einer modellierbaren Sexualität sprechen, und solchen, die diesen Formwandel infrage stellen, existieren Stimmen, die eine dritte Position vertreten. Sie akzeptieren die These einer zunehmend modellierbaren Sexualität, werfen aber die Frage auf, ob daraus notwendigerweise eine emanzipatorische Entwicklung abzuleiten sei. Als Beispiele werden dabei die Durchsetzung einer neuen gesellschaftlichen Norm der sexuellen Fitness (vgl. Schmidt 2000, S. 277), des Zwangs zur sexuellen Perfektion (vgl. Jackson & Scott, 2010, S. 97) und einer zunehmenden Medikalisierung der Sexualität (vgl. ebd.) genannt, durch die Leistungsprinzip und Leistungsdruck in den sozialen Bereich des Sexuellen Einzug halten würden.

Hinsichtlich der Frage nach der neuen Gestaltbarkeit von Sexualität in der Biografie bietet sich damit ein Bild widerstreitender Tendenzen. Aus diesem Grund ist es sinnvoll, die fortschrittsoptimistische und lineare Vorstellung einer modellierbaren Sexualität, die zu immer größeren Handlungsspielräumen in der Biografie führt, zu ersetzen. Besser eignet sich das Modell eines neuen Spannungsfeldes, in dem sich Biografien entwickeln. Dieses Spannungsfeld bildet sich zwischen den erweiterten Möglichkeiten der Gestaltbarkeit von Sexualität, ihrer institutionellen Begrenzung und den sich in diesem Kontext herausbildenden neuen Normierungen des Sexuellen.

Nach dieser gesellschaftsdiagnostischen Einordnung gehe ich im Folgenden der Frage nach, wie konkrete Modelle der biografischen Strukturierung alltäglichen sexuellen Handelns aussehen könnten.

2.2 Modelle biografischer Strukturierung von Sexualität

Für mein Vorhaben bedarf es eines Verständnisses von Sexualität als ein alltägliches Handeln, das dieses als etwas gesellschaftlich Hervorgebrachtes fassbar macht, ohne ihm jeden Gestaltungsspielraum abzuspochen. Um ein solches Verständnis zu entwickeln, konzentriere ich mich zuerst auf die Ebene des alltäglichen Handelns, die im zeitgenössischen sexualsoziologischen Diskurs in Deutschland wenig Berücksichtigung findet. Um die Ebene des alltäglichen Handelns wieder stärker in den Vordergrund zu rücken, greife ich den Begriff von Sexualität als »wissensbasierter Interaktion« (Löw, 2008, S. 198) auf, den Martina Löw vorgeschlagen hat.

2.2.1 Sexualität als alltägliche und »wissensbasierte Interaktion«

Löw unterscheidet zwischen vier bestimmenden Strömungen der zeitgenössischen Sexualsoziologie in Deutschland (vgl. Löw, 2009). Neben den oben diskutierten *modernisierungstheoretischen Arbeiten* finden sich *diskurstheoretische Ansätze*, die sich auf Michel Foucaults Überlegungen zu Sexualität als »besonders dichter Durchgangspunkt für Machtbeziehungen« (Foucault, 1983, S. 103; vgl. Bührmann & Mehlmann, 2008) beziehen, sowie das an diesen Machtbegriff anknüpfende *heteronormativitätskritische Modell* Judith Butlers (vgl. Butler, 1991; Hartmann et. al. 2007, S. 136), die ich beide gegenwärtig für am weitesten verbreitet halte. Darüber hinaus existiert ein *systemtheoretischer Zugang* zu Sexualität als Intimkommunikation (Lewandowski, 2004). Eher selten wird Sexualität in der deutschen Soziologie als *alltägliche Interaktion* untersucht, obwohl im britischen und US-amerikanischen Kontext eine Tradition der Theoriebildung in dieser Richtung besteht (vgl. Gagnon & Simon, 1973, 2000; Plummer, 1975; Simon, 1996). Ein Grund, der für diese Leerstelle in der deutschsprachigen Diskussion angeführt werden kann, ist laut Rüdiger Lautmann, dass Max Weber, und damit einer der wichtigsten Vertreter der soziologischen Klassik in Deutschland, Sexualität bewusst nicht in seine Handlungstheorie einbezieht, da der »Geschlechtstrieb« (Weber, 1973, S. 433) eine »ganz sinnfremde, Konstellation von Faktizitäten« (Weber, 1973, S. 433) darstelle (vgl. dazu Lautmann, 2002, S. 28f.).

Die seltene Thematisierung von Sexualität als eine Form alltäglichen Handelns führt zu Lücken in der gegenwärtigen soziologischen Debatte

um Sexualität. Dem diskurstheoretischen Strang ist es zwar zu verdanken, dass die Auswirkungen der Neuorganisation von wissenschaftlichen Diskursen in den Disziplinen der Medizin und Psychiatrie seit dem 19. Jahrhundert analysiert wurden. In dieser Analyse gelang es, Sexualität als etwas zu verstehen, das von gesellschaftlichen Diskursen hervorgebracht wird und nicht Teil einer, vermeintlich von der Gesellschaft unterdrückten, menschlichen Natur ist (vgl. Foucault, 1983, S. 103f.). In dieser Forschungsrichtung werden häufig akademisches Wissen und staatliches Handeln fokussiert, während alltägliches Handeln ausgeblendet bleibt. Auf theoretischer Ebene besteht die Gefahr einer kausalen Koppelung von Diskursformationen mit den alltäglichen Handlungen der Menschen, ihren Körpern und Wissensbeständen, die nur noch als Effekte von Diskursen erscheinen. Eine solche Tendenz lässt sich innerhalb von Judith Butlers Modell, »daß das Subjekt Folgeerscheinung bestimmter regelgeleiteter Diskurse ist« (Butler, 1991, S. 216) nachweisen. Sexuelles Handeln, gleich unter welchen Vorzeichen, erscheint hier vor allem als Effekt der heterosexuell und hierarchisch organisierten Zweigeschlechterordnung und gerät als eigenständiger sozialer Bereich aus dem Blick. Während Foucault und Butler Sexualität konsequent als Effekt von Diskursen analysieren und die Vorstellung einer biologischen Fundierung von Sexualität als Ideologie betrachten, baut ein großer Teil der explizit soziologischen Theoriebildung weiterhin auf der Vorstellung auf, Sexualität sei eine biologische Anlage, die je nach gesellschaftlicher Situation unterschiedlich begrenzt, gelenkt oder geformt werde (vgl. Löw, 2009, S. 435).

Um sexuelles Handeln weder auf einen diskursiven Effekt zu reduzieren noch als biologisch gesteuert zu naturalisieren, schlägt Martina Löw den Begriff der »wissensbasierte[n] Interaktion« (Löw, 2008, S. 198) vor. Da ich mit Lebensgeschichten arbeite, die auf Narrativen, alltäglichen Wissensbeständen und der reflexiven Organisation von Erlebnissen beruhen, halte ich diesen Begriff zum Zweck einer Analyse von Interviews mit Menschen, die sich als bisexuell bezeichnen, für besonders anschlussfähig. Er beruft sich auf eine Theorietradition einer Soziologie der Sexualität, die sich in den 1970er Jahren in den USA und Großbritannien herausgebildet hat (vgl. Gagnon & Simon, 1973; Plummer, 1975). In seiner Arbeit über die Stigmatisierung von Homosexuellen hat Kenneth Plummer in den 1970er Jahren ein Modell menschlicher Sexualität entwickelt, das diese nicht als biologisch geformt oder durch Normierungsprozesse bestimmt betrachtet (vgl. Plummer, 1975, S. 49). In seinem Ansatz bezieht er

sich auf die wissenssoziologischen Arbeiten von Peter Berger und Thomas Luckmann (vgl. Plummer, 1975, S. 49; Berger & Luckmann, 2004 [1966]), die Gesellschaft als einen wechselseitigen Prozess von Externalisierung – Menschen gestalten ihre Welt –, Objektivierung – diese Welt tritt den Menschen als ein Gegenstand gegenüber – und Internalisierung – Menschen werden durch die Welt gestaltet – verstehen. Plummer überträgt dieses Modell auf die menschliche Sexualität. Er betrachtet diese als etwas, das entsteht, indem sich das sexuelle biologische Potenzial des Menschen, gesellschaftliche Institutionen und alltägliches Handeln miteinander verschränken (vgl. Plummer, 1975, S. 56). Für meine Arbeit bedarf es der Klärung, wie sich dieser Prozess in der Lebensgeschichte eines Menschen darstellt. Eines der klassischen Modelle in diesem Bereich ist Sigmund Freuds psychodynamisches Modell der sexuellen Entwicklung des Menschen, auf das ich zuerst eingehe.

2.2.2 Das Modell sexueller Prägung in der frühen Kindheit

Freud ist es zu verdanken, menschliche Sexualität als Teil eines lebensgeschichtlichen Prozesses und damit erklärungsbedürftiges Phänomen beschrieben zu haben. Sein Modell der Sexualität bildet nicht nur für die psychoanalytische, sondern auch für die soziologische Debatte um Sexualität einen wichtigen Bezugspunkt – oder wie William Simon und John Gagnon es ironisch formulieren: Freud bildet eine Art Über-Ich der Sexualforschung, es bleibe einem nicht viel übrig, als ihm zu folgen oder gegen es zu rebellieren (vgl. Gagnon & Simon, 1973, S. 9). Ich versuche mich in meiner Arbeit in einer Kombination aus Rebellion und Akzeptanz.

In seinen *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* beginnt Freud mit der Untersuchung von »Abweichungen« (Freud, 1977, S. 13) von der sexuellen Norm seiner Zeit. Er untersucht die »Inversion«, wie er Homosexualität bezeichnet, und die sogenannten Perversionen; darunter fielen zu seiner Zeit die meisten sexuellen Praktiken, die nicht potenziell zur Fortpflanzung führen könnten, ausgenommen das Küssen⁷. Die Originalität Freuds besteht in den Schlüssen, die er aus diesen Betrachtungen zieht:

7 Küssen, genau genommen eine zärtliche gegenseitige Berührung mit den Schleimhäuten des Eingangs des Verdauungstrakt, galt zu Freuds Zeiten als akzeptables Handeln. Dagegen wurde die Berührung der Genitalien mit dem Mund als pervers empfunden

»Im Sinne der Psychoanalyse ist also auch das ausschließliche sexuelle Interesse des Mannes für das Weib ein der Aufklärung bedürftiges Problem und keine Selbstverständlichkeit, der eine im Grunde chemische Anziehung zu unterlegen ist« (Freud, 1977, S. 21f.).

Er verweist damit darauf, dass menschliche Sexualität – besser gesagt männliche Sexualität – in allen ihren Facetten nicht durch biologische Anlagen definiert ist, sondern eine jeweils spezifische gesellschaftliche, familiäre und psychodynamische Geschichte hat (vgl. Butler, 1991, S. 102f.). Nach Freud gibt es keine biologische Erklärung dafür, dass genitale Heterosexualität die einzig legitime Sexualform sein soll. Seinem Verständnis nach kommen wir zwar mit einem sexuellen Potenzial zur Welt, das Freud Libido nennt (vgl. Freud, 1977, S. 13), dieses hat aber zum Zeitpunkt der Geburt weder eine konkrete Form noch ein genaues Ziel. Sie ist weder heterosexuell, noch homosexuell, noch bisexuell⁸, sondern »polymorph-pervers« (ebd., S. 64). Erst Stück für Stück bilden sich konkrete körperliche Zonen heraus, die sexuell aufgeladen werden. Freud prägt für diese Bereiche den bis heute gebräuchlichen Begriff der »erogenen Zonen« (ebd., S. 56). Diese zunehmend autonomen Zonen des Sexuellen bilden sich in der psychoanalytischen Vorstellung in enger Anlehnung an existenzielle Körperfunktionen heraus, wie die Nahrungsaufnahme, die Ausscheidung oder das Lutschen. Schon im Kleinkindalter durchläuft die Libido nach Freud daher eine Formung durch Gebote und Verbote, etwa in Hinblick auf die Ausscheidungen. Freud stellt sich vor, dass die Libido in dieser Weise durch kulturell errichtete »Dämme« (ebd., S. 52) zunehmend in festgelegte Bahnen gelenkt wird. Diese »Dämme« bestehen vor allem aus kulturell konstruierten Gefühlen wie Ekel, Scham und später, auf diesen Gefühlen aufbauend, aus moralischen Vorstellungen (vgl. ebd., S. 52). Diese Dämme sollen Stück für Stück dafür sorgen, dass jedes Kind die, nach Freud, drei wesentlichen sexuellen Gebote in den westlich-bürgerlichen Gesellschaften verinnerlicht: das Primat der heterosexuellen genitalen Praxis, die Polarität und Hierarchie der Geschlechter (vgl. ebd., S. 88) und das Inzesttabu (vgl. ebd., S. 94; Wrede, 2000, S. 27f.). Das Primat der

und war mit Ekel besetzt. Diesen Umstand beschrieb Freud in autoethnografischer Manier als ein Paradebeispiel für gesellschaftliche Hervorbringung der Grenzen zwischen Normalität und Perversion (vgl. Freud, 1977, S. 28).

8 Zu Freuds Begriff von Bisexualität vgl. Kapitel 3.1.1.

heterosexuellen genitalen Praxis und die Polarität der Geschlechter bilden sich, der Argumentation von Freud folgend, in einem wechselseitigen Prozess heraus. So betont Freud zum Beispiel, dass es bei der Masturbation zwischen den Geschlechtern zunächst keinen Unterschied gibt, was ihn zu einer entlarvenden Äußerung über die Sexualität von Mädchen führt: »Mit Rücksicht auf die autoerotischen und masturbatorischen Sexualäußerungen könnte man den Satz aufstellen, die Sexualität der kleinen Mädchen habe durchaus männlichen Charakter« (Freud, 1977, S. 88).

Bei aller Einsicht in die soziale Formung der Libido ist sie für Freud ein genetisch männliches Prinzip, in dem Weiblichkeit nur als Mangel Platz hat, obwohl seine empirischen Erkenntnisse dieser Annahme widersprechen.⁹

»Will man das Weibwerden des kleinen Mädchens verstehen, so muß man die weiteren Schicksale dieser Klitoriseregarekeit verfolgen. Die Pubertät, welche dem Knaben jenen großen Vorstoß der Libido bringt, kennzeichnet sich für das Mädchen durch eine neuerliche Verdrängungswelle, von der gerade die Klitorissexualität betroffen wird. Es ist ein Stück männlichen Sexuallebens, was dabei der Verdrängung verfällt« (ebd., S. 90).

Diese Konstruktion der Libido als männliches Prinzip hat schwerwiegende Folgen für Freuds Theoriebildung. Weibliche Sexualität wird dadurch inexistent. Eine Frau zu werden heißt im Rahmen von Freuds Entwicklungsmodell, die von ihm als männlich markierten Anteile und damit eine autonome und aktive Sexualität zu verdrängen. Mit Blick auf die erogenen Zonen vollzieht sich dieser Prozess durch das Ersetzen der Klitoris (bzw. der gesamten Vulva), als zuvor bestimmende erogene Zone, durch die Vagina (ebd., S. 67), also einen weniger empfindsamen Bereich des Körpers, der für die reproduktive Sexualität wichtig ist. Diese Analyse ist zweischneidig: Präzise und detailliert beschreibt sie die Durchsetzung männlicher Herrschaft, indem der erigierte Penis zum Phallus gemacht wird, der nun – im wahrsten Sinne des Wortes – allein für Sexualität steht. Zugleich erklärt Freud diese Entwicklung aus den Körperformen und betrachtet sie als Voraussetzung für kulturelle Entwicklung. Diese Überführung eines gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisses in eine Frage der Anatomie hat schon Simone de Beauvoir zu der spitzen Bemerkung verleitet: »Der

9 In anderen Textstellen stellt Freud heraus, wie wichtig Eichel und Klitoris als erogene Zone sind – und nicht etwa Penis und Vagina (vgl. Freud, 1977, S. 89).

Knabe ist nicht etwa spontan stolz auf sein indolentes kleines Glied; dieses Gefühl wird ihm erst über die Haltung seiner Umgebung vermittelt« (Beauvoir, 2003, S. 338; vgl. zu einer Kritik auch Butler, 1991).

Freud ist es damit zu verdanken, menschlicher Sexualität eine Geschichte gegeben zu haben. Allerdings erzählt er diese als eine Geschichte, die idealerweise nur einen Ausgang hat: die genitale Heterosexualität. Das von ihm gewonnene Modell der sexuellen Entwicklung des Menschen im Lebenslauf erstarrt sogleich wieder zu einem ahistorischen Prinzip der genetisch männlichen Libido, die in der frühen Kindheit eine gesellschaftliche Prägung erfährt. Trotz dieser Grenzen in Freuds Modell lassen sich wichtige Annahmen für ein Verständnis der biografischen Strukturierung von Sexualität übernehmen. Sexualität zeigt sich als untrennbar mit dem lebensgeschichtlichen Verlauf verbunden und wird wesentlich durch Erlebnisse mit signifikanten Anderen gestaltet, wobei Freud vor allem die durch diese ausgedrückten Gebote und Verbote hervorhebt. Für meinen Anspruch der Klärung einer biografischen Strukturierung des Sexuellen bedarf es eines Modells, das über die Vorstellung frühkindlicher Prägung des Sexuellen hinausgeht, das bis in die Gegenwart in akademischen und nicht akademischen Diskursen über Sexualität verbreitet ist.

2.2.3 Das Modell sexueller Lernprozesse in Kindheit und Jugend

Einen Vorschlag, die Erkenntnisse Freuds soziologisch zu nutzen, machen die US-amerikanischen Sexualforscher William Simon und John Gagnon (vgl. Gagnon & Simon, 1973; 2000; Simon, 1996). In ihrer kritischen Auseinandersetzung mit seinem Modell verwerfen sie den Begriff der Libido und die mit ihm einhergehende Gegenüberstellung von sexueller Natur und Gesellschaft. Ähnlich wie Foucault etwas später kritisieren sie die Vorstellung einer Unterdrückung der Sexualität durch die Gesellschaft (vgl. Gagnon & Simon, 1973, S. 59). Allerdings ziehen sie andere Konsequenzen aus dieser Kritik. Foucault betrachtet die diskursive Polarisierung von freier sexueller Natur und repressiver Gesellschaft als Grundlage der Herausbildung eines neuen Macht-Wissen-Komplexes des Sexualitätsdispositives in der Moderne (vgl. Foucault, 1976). Dagegen wollen Simon und Gagnon Sexualität weder als eine unterdrückte Natur des Menschen verstanden wissen noch als Trägerin eines machtvollen Diskurses deuten. Sie stelle eine spezifische Form des Alltagshandelns dar, das in seiner übergrei-

fenden Bedeutung häufig überschätzt werde (vgl. Gagnon & Simon, 1973, S. 17). Als Konsequenz radikalisieren sie den – schon bei Freud angelegten – Gedanken, dass Sexualität im Lebenslauf erlernt werden muss: »The very experience of sexual excitement that seems to originate from hidden internal sources is in fact a learned process and it is only our insistence of the myth of naturalness that hides these social components from us« (ebd., S. 9).

Die Konzeption von sexueller Erregung als Ergebnis eines »learned process« kann als eine direkte Kritik an Freuds Modell von Libido und frühkindlicher gesellschaftlicher Prägung der Sexualität verstanden werden. Simon und Gagnon argumentieren, Freud habe sexuelle Begriffe aus der Welt der Erwachsenen auf kindliches Verhalten übertragen, dieses Verhalten damit unangemessen sexualisiert und auf dieser Grundlage den Begriff der Libido als ahistorischen Ursprung des Sexuellen konstruiert. Sie stellen dagegen die These auf, dass wir nicht als sexuelle Wesen auf die Welt kommen, sondern erst sexuelle Wesen werden – und das nicht schon in der frühen Kindheit, sondern erst im Laufe der Adoleszenz. Diese fassen sie als einen Entwicklungsprozess auf, in dem Menschen lernen, bestimmte biologische Kapazitäten und Verhaltensweisen in eine symbolische Ordnung zu bringen, die gesellschaftlich als Sexualität definiert wird (vgl. Gagnon & Simon, 1973, S. 14). Ein Beispiel dafür sei der Orgasmus. Mit Simon und Gagnon lässt sich das Erleben eines Orgasmus als etwas verstehen, das für sich genommen nicht mit Bedeutung versehen ist. Das Erlebnis muss erst mit einem Sinn versehen werden, der es in einen sexuellen Kontext setzt und erklärlich macht. Und nicht nur die Deutung körperlicher Vorgänge und Erlebnisse müssen nach Simon und Gagnon erlernt werden, sondern auch die unterschiedlichen Handlungsweisen, mit denen ein Orgasmus allein oder gemeinsam herbeigeführt werden kann (vgl. ebd., S. 107).

Simon und Gagnon geben in ihrem Modell dem biografischen Verlauf des Prozesses sexuellen Lernens einen grundlegend anderen Ablauf als Freud. Die Phase der Kindheit stellt für sie nicht das Zentrum der sexuellen Entwicklung dar. Frühkindliche Erfahrungen von Lust und Unlust, Wohlbefinden und Unbehagen, Nähe und Einsamkeit, Liebe und Gleichgültigkeit bilden eine Grundlage für den sich später intensivierenden Prozess des sexuellen Lernens, können im Modell von Simon und Gagnon aber nicht als sexuell bezeichnet werden (vgl. ebd., S. 27). Zudem halten sie dem Freud'schen Modell entgegen, dass die Polarisierung und Hierarchisierung der Geschlechter, in den Geschlechtsklassen Männer und Frauen, nicht als

Ergebnis der sexuellen Entwicklung zu betrachten sei, sondern dieser, als soziale Entscheidung bei der Geburt, vorausgehe (vgl. ebd., S. 29; zu den Problemen eines solchen Ansatzes vgl. auch Butler, 1991, S. 25f.). Durch die Privilegierung von Geschlecht vor Sexualität gelingt es ihnen, den oben dargestellten Biologismus Freuds zu überwinden.

Als bestimmend für die Jahre zwischen dem Spracherwerb und der Adoleszenz betrachten Simon und Gagnon die großen Unterschiede in der Gestaltung von sexuellen Lernprozessen und nicht sexuellen Lernprozessen durch Erwachsene. Am Beispiel des Umgangs mit einem Herd erläutern sie, wie nicht sexuelles Lernen zunächst zum Schutz der Kinder mit strikten Verboten vorgeht. Diese Verbote werden im Laufe der Entwicklung der Potenziale des Kindes gelockert und es wird begonnen, Kompetenzen zu vermitteln, wie zum Beispiel das Kochen am Herd (vgl. Gagnon & Simon, 1973, S. 32). Im Bereich der Sexualität würde sexuelles Verhalten von Kindern und Jugendlichen dagegen in der Regel entweder mit Verboten, Tabuisierung oder Ignoranz behandelt. Eine Erlaubnis oder Förderung finde in diesem Bereich nicht statt. Bezogen auf viele der in den durchgeführten Interviews mitgeteilten Erlebnisse lässt sich diese von Simon und Gagnon festgestellte Praxis des »mis- and non-labeling« (ebd., S. 32) von Handlungen, die von den Bindungspersonen als sexuell wahrgenommen werden, bestätigen. Exemplarisch dafür kann eine Erzählung von Birgit Müller zitiert werden, die Anfang der 1960er Jahre geboren wurde (vgl. Kap. 5.4.1):

»äh eine Situation weiß ich noch, ah da war ich, war ich noch nicht so alt, vielleicht elf oder <<ja>> zwölf, wo ich eben entdeckt habe, äh so in der Badewanne, wenn ich da den Brauseschlauch auf meine Scheide richte dass das einfach angenehme Gefühle gibt <<ja>> also überhaupt sich da anzufassen s war überhaupt gar kein Gedanke <<ja>> aber meine Mutter ist da eben grade reingekommen <<hmhm>> und hat nur gesagt äh, Birgit, du machst mir große Sorgen, also das war nur diese eine Bemerkung <<hmhm, ja>> aber das hat scho, also das hat alles gesagt« (BM, 32/10–16).

In dieser Situation vermittelt die Mutter ihrer Tochter, es sei etwas Falsches und Besorgniserregendes den Brauseschlauch auf die Vulva zu richten, weil es sich angenehm anfühlt. Dabei bewertet die Mutter nicht allein das Verhalten ihrer Tochter als unerwünscht, sondern thematisiert eine die ganze Person betreffende Sorge. Diese biografische Erfahrung Birgit Müllers kann als eine typische Form der Verknüpfung von einem Verhalten, das

von Erwachsenen als sexuell etikettiert wird, mit Gefühlen der Schuld betrachtet werden. Solche Besonderheiten sexueller Lernprozesse im biografischen Verlauf führen laut Simon und Gagnon dazu, dass der soziale Bereich des Sexuellen weniger sprachlich erlernt und strukturiert wird, oder wie die Biografin dies ausdrückt: »also das hat alles gesagt«. Sexualität wird dabei mit Gefühlen von Scham und Schuld besetzt: »learning how to manage sexuality constitutes learning how to manage guilt« (Gagnon & Simon, 1973, S. 42).

Die Adoleszenz ist für die Autoren eine der wichtigsten biografischen Phasen sexuellen Lernens in der westlichen Moderne. Die in dieser Zeit stattfindenden körperlichen Veränderungen – darunter häufig als wichtige Ereignisse die erste Monatsblutung und der erste Samenerguss – betrachten sie jedoch nicht als Ausgangspunkt des Verlaufs dieser Phase. Initiiert und strukturiert wird sie durch die gesellschaftlichen Deutungen dieser körperlichen Veränderungen und Ereignisse (vgl. ebd., S. 46). Simon und Gagnon folgend wird an Jugendliche zunehmend die Anforderung herangetragen, ein sexuell handlungsfähiges Subjekt zu werden und ein stabiles sexuelles Selbst zu entwickeln. Auffallend ist dabei die Privatisierung und Individualisierung dieser Übergangsphase in den westlichen Industriegesellschaften. In diesen existieren keine etablierten Übergangsriten, die den Eintritt in die Welt der sexuellen Handlungen markieren und in denen Wissen vermittelt wird, zumindest spätestens seit die Hochzeit ihren Charakter als notwendige gesellschaftliche Legitimation für heterosexuelle Interaktionen in großen Teilen der Gesellschaft verloren hat (vgl. Simon, 1996, S. 74f.). Einen Grund dafür sieht Simon – mit Verweis auf Elias' Begriff der Zivilisation – in der zunehmenden Festigung und Differenzierung von Affektkontrollen in der westlichen Moderne, die dazu geführt habe, dass Sexualität im Alltag in der Regel eine räumliche Absonderung notwendig mache (vgl. ebd., S. 71; vgl. auch Elias, 1997, S. 13). Dadurch kommen Jugendliche nach ihrer Kindheit erneut in eine paradoxe Situation: An sie wird mit dem Eintritt in die Adoleszenz die soziale Erwartung herangetragen, sexuell kompetent zu werden, der Erwerb dieser Kompetenz ist jedoch ihre private Angelegenheit. Einen Grund für die geringe Institutionalisierung sexueller Bildung, die dazu führt, dass Jugendliche wenige gesellschaftliche Angebote bekommen, sich strukturiert über Sexualität auszutauschen, sieht Martina Löw in der immer noch im Alltagswissen verbreiteten Annahme einer triebbasierten Sexualität, die nicht erlernt werden könne oder müsse:

»Die Jugendlichen bleiben mit ihren Ängsten und ersten Erfahrungen weitgehend allein. Sie fühlen sich zu Recht über sexuelle Interaktionen unzureichend informiert. Nicht nur das Bildungssystem fühlt sich für sexuelle Bildung nicht zuständig, auch das System familiärer Erziehung wirkt nur teilweise, geschlechtsspezifisch und zu spät in die ersten Erfahrungen intimer Beziehungen hinein« (Löw, 2008, S. 203).

Die von Löw erwähnte geschlechtsspezifische Erziehung spielt auch in der Argumentation von Simon und Gagnon eine wichtige Rolle. Sie führen aus, wie sich aufgrund geschlechtsspezifischer Rollenzuschreibungen die Formen sexuellen Lernens in der Adoleszenz stark zu unterscheiden beginnen. Dabei wird die Freud'sche Vorstellung verworfen, dass Frauen die aktiven und als männlich markierten Anteile ihrer Sexualität verdrängen würden (vgl. Gagnon & Simon, 1973, S. 59). Frauen würden Sexualität nicht verdrängen, sondern konsequent entmutigt, eine autonome und aktive Sexualität zu erlernen. Eine solche Praxis der konsequenten Entmutigung habe ich oben exemplarisch anhand der Interviewsequenz dargestellt, in der die Mutter Sorgen äußert, weil die Tochter sich selbst befriedigt. Statt eines Prozesses sexuellen Lernens durchlaufen Frauen nach Simon und Gagnon ein Genderrollen-Training, das sie auf ihre Zukunft als Ehefrau und Mutter vorbereitet. Ein Beispiel dafür sei die verbreitete Reduktion der Bedeutung der ersten Monatsblutung auf die Möglichkeit, schwanger zu werden, anstatt sie als einen Verweis auf die Möglichkeit der Entwicklung einer autonomen Sexualität zu sehen. Dagegen werde der erste Samenerguss vor allem sexuell gedeutet und weniger auf die Fähigkeit zur Reproduktion bezogen (vgl. ebd., S. 61f.). Ein weiterer Ausdruck der Geschlechterdifferenzierung in der Adoleszenz sei die geringere Verbreitung der Masturbation unter Frauen. Masturbation sehen Simon und Gagnon als eine ideale Möglichkeit zu lernen, ein kompetentes sexuelles Selbst in der westlichen Gesellschaft zu werden:

»At the core of this behaviour for many males, however, is the development of the capacity to link sociocultural elements to sexual activity. In part, masturbation offers the male (and some females) a series of alternative sexual selves. Secret masturbation which others are not to observe is the first analog of the secret sexual self, a self that requires a private dimension for sexual expression« (Gagnon & Simon, 1973, S. 64).

Allerdings lassen sich in Bezug auf die Geschlechtsspezifität sexuellen Lernens in der Adoleszenz Hinweise auf einen deutlichen Wandel in den letzten Jahrzehnten nachweisen. Dieser zeigt sich daran, dass in den 1990er Jahren 60 Prozent der jungen Frauen masturbieren, während Studien für die 1950er Jahre diesen Anteil auf ca. 20 Prozent schätzen (vgl. Schmidt, 2005, S. 115). Heute haben Frauen in der Regel früher den ersten gegengeschlechtlichen Koitus als Männer, während es Anfang des letzten Jahrhunderts umgekehrt war (vgl. Schmidt, 2005). Zudem zeichnet sich eine »Romantisierung männlicher Sexualität« (ebd., S. 110) ab, wie der Sexualwissenschaftler Gunter Schmidt ausführt. Die ersten heterosexuellen Interaktionen von Männern spielen sich mittlerweile vor allem im Rahmen seriell monogamer Beziehungen ab. Eine weitere Differenz zu den 1960er und auch den 1970er Jahren ist die größere Verbreitung von sexuellem Wissen und Bildern, die Jugendlichen zur Verfügung stehen. Schmidt spricht in diesem Zusammenhang von einem heterosexuellen »overscripting« (ebd., S. 117), mit dem Jugendliche konfrontiert seien. Dieses stelle andere Anforderungen an diese als an die von »underscripting« betroffenen Jugendlichen, die in den 1950er Jahren aufgewachsen seien. Nicht allein in der Jugendsexualität, auch in Bezug auf die von Löw erwähnten Programme zur sexuellen Bildung, zeichnet sich gegenwärtig eine Veränderung ab. Das zeigt zum Beispiel der in der Einleitung zitierte Aktionsplan der Weltgesundheitsorganisation zum Recht auf sexuelle Gesundheit (vgl. World Health Organisation, 2016). Dazu gehören ebenfalls die vermehrte Publikation von Konzepten zur sexuellen Bildung und zum Schutz von Kindern vor sexuellen Übergriffen in Kindertagesstätten, die in vielen Einrichtungen auch umgesetzt werden (vgl. z. B. Maywald, 2016, S. 51f.). Es bleibt abzuwarten, welche Auswirkungen diese Veränderungen im wissenschaftlichen, fachlichen und alltäglichen Diskurs haben werden. Dabei muss angemerkt werden, dass der hier skizzierte Wandel die zwischen den 1940er und 1970er Jahren geborenen Interviewten, deren Biografien im Mittelpunkt dieser Arbeit stehen, nicht vollumfänglich betrifft, da sie ihre Kindheit und Adoleszenz vorwiegend früher erlebten.

Obwohl das von Simon und Gagnon vorgeschlagene Modell sexuellen Lernens in Kindheit und Jugend eine gute Basis für ein Verständnis der biografischen Strukturierung alltäglichen sexuellen Handelns darstellt, lässt es wichtige Fragen offen. Diese offenen Fragen lassen sich unter Verweis auf die zu Beginn des Kapitels eingeführte Sequenz ausformulieren, in der Susanne Albers davon erzählt, dass ihr bestimmte sexuelle Abläufe vertraut

waren, da sie ihr »gesellschaftlich vermittelt« (SuA, 17/31–32) wurden, sie dann aber einen neuen sozialen Kontext kennenlernt, in dem sich ihr neue Handlungsvarianten erschließen, wie etwa »jederzeit jeden Schritt wieder zurücknehmen« (SuA, 18/2) zu können. Diese Erfahrung macht sie nicht in der Adoleszenz, sondern mit Mitte zwanzig. Um diese biografische Situation einzuordnen, bedarf es nicht nur eines Verständnisses davon, wie sexuelles Lernen in Kindheit und Jugend organisiert ist, sondern auch dessen, wie sich darauf aufbauend ein Prozess entfaltet, der Veränderungen zulässt und nicht mit der Adoleszenz endet. Um diesen Prozess beschreiben zu können, schlagen Simon und Gagnon ein dynamisches Modell sexuellen Skriptings vor, das sich in der gesamten Lebensgeschichte vollzieht.

2.2.4 Das Modell sexuellen Skriptings in der gesamten Biografie

Ausgehend von den in Jugend und Kindheit durchlaufenen Lernvorgängen entwickelt sich alltägliches sexuelles Handeln zu einem dynamischen Prozess, der in der gesamten Biografie von Bedeutung ist (vgl. zu diesem Thema auch Scheuermann 2002, S. 205; Plummer 1975, S. 57; Jackson & Scott 2010, S. 124; Kemler et al., 2012). Um diesen Prozess beschreiben zu können, schlagen Simon und Gagnon die Ebenen der kulturellen Szenarien, des interpersonalen Skriptings und des intrapsychischen Skriptings vor, die analytisch getrennt werden können, aber faktisch verschränkt operieren (vgl. Gagnon & Simon, 1973, S. 19, 2000; Simon, 1996, S. 40).

Simon beschreibt *kulturelle Szenarien* als »the instructional guides that exist at the level of collective life« (Simon, 1996, S. 40). Sie lassen sich als das institutionelle Arrangement verstehen, in dem alltägliches sexuelles Handeln entworfen wird. Ein solches institutionalisiertes Arrangement wird im eingeführten Fallbeispiel von Susanne Albers beschrieben, wenn sie von den ihr bislang bekannten Abläufen auf Intimität abzielenden Handelns berichtet: »das schien mir davor immer so ne gesellschaftlich vermittelt so ne klare Abfolge von, ne von so ein Schritt folgt dem nächsten« (SuA, 17/31–32). Diese in Routinen institutionalisierte »Abfolge«, die linear-fortschreitend angeordnet ist, stellt in diesem Fall ein kulturelles Szenario dar. In der zitierten Sequenz erzählt sie, wie sie von einem in ein anderes kulturelles Szenario wechselt, von dem sie sagt: »da war das mit denen eben nicht so« (SuA, 18/1–2). Als Institutionen, die Martina Löw als »dauerhaft in Routinen reproduzierte

Gebilde« (Löw, 2000, S. 163) bezeichnet, sind kulturelle Szenarien nicht ohne Weiteres veränderbar.

Wird die Ebene der kulturellen Szenarien an die mich interessierende Frage nach der biografischen Strukturierung alltäglichen sexuellen Handelns gebunden, lässt sich anhand des Fallbeispiels von Susanne Albers zeigen, dass es in einer pluralen Gesellschaft unter bestimmten Bedingungen möglich ist, innerhalb der Lebensgeschichte gezielt kulturelle Szenarien sexuellen Handelns zu wechseln. Dabei muss beachtet werden, dass das gezielte Herbeiführen eines Wechsels des kulturellen Szenarios nicht beliebig geschehen kann, sondern sich anbietender Gelegenheitsstrukturen (vgl. Eisinger, 1973, S. 25) bedarf. Neben der Möglichkeit des gezielten Wechsels eines kulturellen Szenarios muss bedacht werden, dass kulturelle Szenarios an biografische Phasen gebunden sein können. Das Durchlaufen einer biografischen Statuspassage (vgl. Rosenthal, 1995, S. 141), wie der Wechsel von der Ausbildung in den Beruf, ein Ortswechsel, die Geburt eines Kindes oder die Entwicklung körperlicher Beeinträchtigungen, kann dazu führen, dass sich das kulturelle Szenario, in das alltägliche sexuelle Handlungen bislang eingebunden waren, wandelt. In Bezug auf die gesamte Biografie besteht somit eine Quelle der Dynamik alltäglichen sexuellen Handelns in der Möglichkeit herbeigeführter oder sich ergebender Wechsel der kulturellen Szenarien im biografischen Verlauf.

Bei der zweiten Ebene handelt es sich um *interpersonale Skripte* »as the organization of mutually shared conventions that allow two or more actors to participate in a complex act involving mutual dependence« (Gagnon & Simon, 1973, S. 20). Interpersonale Skripte machen es folglich möglich, in der sexuellen Interaktion mit Anderen den Handlungsablauf zu gestalten. Im Fallbeispiel zeigen sich die möglichen interpersonellen Skripte im bislang bekannten heterosexuellen Szenario der Anbahnung einer intimen Beziehung als wenig flexibel. Das hat nicht nur Nachteile, denn es ergibt sich zum Beispiel eine größere Handlungssicherheit der Partizipierenden, jedoch um den Preis der Aufgabe von Gestaltungsmöglichkeiten. Eine Änderung des Ablaufs ist nicht ohne Weiteres möglich und würde den gesamten Handlungsablauf infrage stellen. Die interpersonellen sexuellen Skripte in bisexuellen Zusammenhängen beschreibt Susanne Albers als wesentlich flexibler, da sie nicht linear organisiert sind. Der Beschreibung im Interview nach sind die Aushandlungsmöglichkeiten des Fortgangs der Interaktion differenzierter. Der Vorteil der größeren Gestaltungsmacht ist mit der Herausforderung verbunden, diese Aushandlungen zu organisieren

und eine gewisse Unsicherheit hinsichtlich des weiteren Ablaufs zu akzeptieren.

Interpersonale Skripte können als biografisch erworbene Wissensbestände verstanden werden, die ein Set an gesellschaftlich geteilten Gesten, Routinen, Handlungsweisen und Sprachregelungen enthalten (vgl. Gagnon & Simon, 1973, S. 21). Es geht dabei um Rezeptwissen, das sinnvolle sexuelle Interaktionen erst möglich macht. Aus diesem Grund wäre eine andere mögliche Bezeichnung für interpersonelle Skripte sexuelle Kompetenz, da es ihre Aufgabe ist, für die »Befähigung zur Bewältigung unterschiedlicher Anforderungssituationen« (Pfadenhauer, 2010, S. 150) zu sorgen. Interpersonale Skripte haben damit die Rolle einer Übersetzung zwischen Wissen und Handeln. Meinem Verständnis nach sind interpersonelle Skripte – im Gegensatz zu kulturellen Szenarien – relativ einfach zu beeinflussen und damit prinzipiell über den gesamten biografischen Verlauf hinweg veränderbar. Dies ist zum Beispiel über die Erweiterung des sexuellen Wissensschatzes oder die Erprobung neuer sexueller Handlungsweisen möglich. Ob eine solche gezielte Einflussnahme gelingt und neues Wissen oder alternative Handlungsweisen tatsächlich in interaktiv anwendbare sexuelle Skripte verwandelt werden können, ist nicht garantiert.

Das *intrapsychische Skripting* hat in Simon und Gagnons Modell eine interessante Rolle der Vermittlung. Es hilft, körperliche Ereignisse in einen sozialen Bedeutungszusammenhang zu setzen: »In this way, meaning is attributed to the interior of the body by many of the same rules as it is to an exterior experience, depending on a vocabulary of motives that makes the biological into a meaningful psychological experience« (Gagnon & Simon, 1973, S. 21).

Ich würde an dieser Stelle von einer sinnhaften sozialen Erfahrung anstatt – wie im Zitat – von einer psychologischen Erfahrung sprechen. Der Begriff des intrapsychischen Skriptings hilft zu verstehen, dass körperliches Erleben wie sexuelle Erregung oder ein Orgasmus, das eine Existenz unabhängig vom eigenen Wollen hat, untrennbar mit sozialen Bedeutungen verbunden ist. Allerdings weicht mein Verständnis an dieser Stelle von dem radikalen Konstruktivismus ab, der in den Formulierungen von Simon und Gagnon anklingt, wenn sie davon sprechen, dass dem Körperinneren Bedeutung zugeschrieben würde. Meinem Verständnis nach konstituiert sich sexuelles Erleben – wie jedes andere Erlebnis – in einem wechselseitigen Prozess. Gabriele Rosenthal fasst diesen wechselseitigen Prozess in ihren grundlagentheoretisch-phänomenologischen Überlegungen folgender-

maßen zusammen: »Nicht nur der Wahrnehmungsakt produziert die Organisation des sich Darbietenden, sondern auch das sich der Wahrnehmung Darbietende gibt eine Strukturiertheit vor« (Rosenthal, 1995, S. 21). Diese Überlegung lässt sich auf das Beispiel des Erlebens eines Orgasmus übertragen. Dieses Erlebnis konstituiert sich sowohl in einem Handlungszusammenhang und Akt der Wahrnehmung, die ihn in einen sozialen Kontext einordnen, als auch durch den biologischen Prozess, der eine eigenständige Ordnung mit sich bringt. Diese beiden »Seiten« des Prozesses beeinflussen sich gegenseitig, sind aber nicht kausal miteinander verbunden (vgl. Fischer-Rosenthal, 1999, S. 33).

Das intrapsychische Skripting stellt also eine in der Lebensgeschichte entwickelte Instanz der Vermittlung dar, welche die Einbindung körperlichen Erlebens in soziale Sinnzusammenhänge zu organisieren hilft. Dieser Prozess der Vermittlung kann – aufgrund der nicht vorhandenen kausalen Verknüpfung – zu einer biografischen Dynamik, aber auch zu biografischen Konflikten beitragen. Im Fallbeispiel aus dem Interview mit Susanne Albers entwickelt sich eine Dynamik aus der Erfahrung, dass ein als körperlich lustvoll erlebtes sexuelles und intimes Handeln in den ihr bisher bekannten kulturellen Szenarien erschwert ist. Der Durchlauf eines biografischen Wandels, der durch den Zugang zu einem neuen sexuellen kulturellen Szenario ausgelöst wird, schafft einen leichteren Zugang zum Erleben körperlicher Lust. Die Ebene des intrapsychischen Skriptings kann aber auch selbst zum Ausgangspunkt eines biografischen Wandels werden, wie ein – schon in der Einleitung eingebrachtes – Zitat aus dem Interview mit Tanja Weber zeigt:

»Ich hatte echt das Gefühl jetzt hab ich zum dritten Mal ne Pubertät <<ja>> ((lachend)) /oh nee dachte ich jetzt echt nicht schon wieder\ <<ja>> also, es waren, irgendwie wieder dieses ja, wer bin ich denn eigentlich was will ich denn« (TW, 32/27–29).

Die hier beschriebenen Gefühle werden ausgelöst, als Tanja Weber beginnt, sich wieder sexuell und romantisch zu Männern hingezogen zu fühlen. Zuvor hatte sie jahrelang nur mit Frauen Beziehungen geführt. In diesem Fall löst das körperliche Erleben eines Begehrens eine Unsicherheit im Selbstverständnis, aber auch innerhalb der etablierten Handlungsroutinen aus. Mit dem Begriff des intrapsychischen Skriptings wird es möglich, den sich im Leben von Tanja Weber vollziehenden Wandel als einen Prozess der Vermittlung zwischen körperlichem Erleben und dessen sozialer Ein-

bindung zu beschreiben, der weder durch die ihm zugrunde liegenden biologischen Vorgänge noch durch den sozialen Kontext, in dem er stattfindet, determiniert ist.

Die von Simon und Gagnon unterschiedenen Ebenen kultureller Szenarien, interpersoneller und intrapsychischer Skripte ermöglichen es, deutlich zu machen, dass alltägliches sexuelles Handeln nicht allein durch sexuelle Lernprozesse in Jugend und Kindheit strukturiert wird. Es ist nicht durch die Vergangenheit determiniert, sondern entwickelt sich in der Lebensgeschichte weiter, eingebunden in einen dynamischen Prozess, in dem sich die Ebenen der kulturellen Szenarien, interpersonellen und intrapsychischen Skripte miteinander verschränken (vgl. dazu auch Jackson & Scott, 2010, S. 124).

2.3 Zusammenfassung

Ziel dieses Kapitels war es, ein soziologisch fundiertes Verständnis von Sexualität zu gewinnen, das die biografische Struktur alltäglichen sexuellen Handelns berücksichtigt. Zu diesem Zweck habe ich anhand von Giddens These des Entstehens einer modellierbaren Sexualität zuerst die Frage diskutiert, inwiefern sich in den letzten Jahrzehnten die sexuellen Gestaltungsmöglichkeiten im sozialen Bereich des Sexuellen im biografischen Verlauf erweitert haben. Dabei wurde die fortschrittsoptimistische Vorstellung einer linearen Ausweitung der Handlungsmöglichkeiten durch das Bild eines neuen Spannungsfeldes ersetzt, in dem Biografien sich entwickeln. Dieses Spannungsfeld bildet sich zwischen den erweiterten Möglichkeiten der Gestaltbarkeit von Sexualität, ihrer weiterhin bestehenden institutionellen Begrenzung und den sich in diesem Kontext herausbildenden neuen Normierungen des Sexuellen.

Nach dieser gesellschaftsdiagnostischen Einordnung habe ich Modelle der biografischen Strukturierung von Sexualität als ein alltägliches Handeln diskutiert. Zuerst wurde dabei festgestellt, dass in der gegenwärtigen deutschsprachigen sexualsoziologischen Debatte diskurstheoretische Ansätze dominieren, die sexuellem Alltagshandeln in der Regel keine eigenständige Rolle zusprechen. Um sexuelles Handeln weder auf einen diskursiven Effekt zu reduzieren noch als biologisch gesteuert zu naturalisieren, habe ich den Vorschlag aufgenommen, Sexualität als eine alltägliche »wissensbasierte Interaktion« (Löw, 2008, S. 198) aufzufassen.

Im Folgenden habe ich herausgestellt, dass eine Möglichkeit, die biografische Struktur von Sexualität als eine wissensbasierte Interaktion erklärlich zu machen, darin besteht, auf Sigmund Freuds psychodynamisches Modell der sexuellen Entwicklung zurückzugreifen. In diesem zeigt sich Sexualität als untrennbar mit dem biografischen Verlauf verbunden und wesentlich durch die Interaktion mit signifikanten Anderen geprägt. Das von Freud gewonnene Modell der sexuellen Entwicklung des Menschen im Lebenslauf erstarrt zu einem ahistorischen Verlauf. Der Grund dafür ist sein Entwurf der Libido als ein genetisch männliches Prinzip und seine Fixierung auf die frühe Kindheit.

Diese Probleme vermeidet das von John Gagnon und William Simon vorgeschlagene Modell sexuellen Lernens in Kindheit und Jugend. Es zeichnet einen soziologisch adäquaten biografischen Verlauf des sexuellen Lernprozesses nach. Menschen kommen ihrem Verständnis nach nicht mit einer angeborenen Libido zur Welt, sondern werden erst über einen bis zum Ende der Adoleszenz andauernden gesellschaftlichen Lernprozess zu einem sexuellen Wesen. In diesem Lernprozess wird die sexuelle Bedeutung bestimmter biologischer Abläufe und sozialer Interaktionen erst vermittelt. In ihrem Modell steht damit die Phase der frühen Kindheit nicht mehr im Mittelpunkt. Erlebnisse in der frühen Kindheit bilden zwar eine Grundlage für den später im Leben einsetzenden Prozess sexuellen Lernens, sind aber kein Teil der sexuellen Entwicklung.

Die von Simon und Gagnon vorgeschlagene Unterscheidung zwischen nicht sexuellen Lernprozessen – die von Kommunikation und einer altersgerechten Vermittlung von Kompetenzen geprägt sind – und sexuellen Lernprozessen – die von einer falschen oder fehlenden Etikettierung und der Abwesenheit der Vermittlung von altersgerechten Kompetenzen geprägt sind – zeigt ein Verständnis von der Besonderheit sexuellen Lernens im biografischen Verlauf. Dadurch klärt sich die häufige Besetzung von sexuellem Handeln mit Scham oder Schuldgefühlen. Die erweiterte Perspektive auf die Adoleszenz verdeutlicht, wie diese durch einen gesellschaftlichen Anspruch bestimmt ist, zu einem sexuellen Wesen zu werden, ohne dass die dafür nötigen Kompetenzen in einer strukturierten Weise vermittelt würden.

Ihr Modell überwindet den Freud'schen Biologismus in Bezug auf die Kategorie Geschlecht, indem die geschlechtliche Entwicklung nicht als Folge der sexuellen Entwicklung entlang von Körperformen betrachtet wird. Die soziale Unterscheidung zwischen zwei Geschlechtskategorien

geht in ihrem Ansatz der sexuellen Entwicklung voraus. Die Verbindung einer aktiven und autonomen Sexualität mit Männlichkeit und einer passiven und auf Männer bezogenen Sexualität mit Weiblichkeit wird in ihrem Modell als eine Folge dieser sozialen Spaltung gesehen und die aus ihr resultierende vergeschlechtlichte Gestaltung sexuellen Lernens sichtbar gemacht.

Der Rückgriff auf die von Simon und Gagnon unterschiedenen Ebenen kultureller Szenarien, interpersoneller und intrapsychischer Skripte ermöglichte es mir, deutlich zu machen, dass alltägliches sexuelles Handeln nicht allein durch sexuelle Lernprozesse in Jugend und Kindheit determiniert ist, sondern sich in der Lebensgeschichte weiter entwickelt. Kulturelle Szenarien wurden dabei als institutionelle Arrangements verstanden, in denen alltägliches sexuelles Handeln entworfen wird. Sie sind nicht ohne Weiteres veränderbar und können dennoch einen Ausgangspunkt für biografischen Wandel darstellen – zum Beispiel wenn kulturelle Szenarien im biografischen Verlauf gewechselt werden oder biografische Statuspassagen ein neues kulturelles Szenario eröffnen. Interpersonelle Skripte wurden als biografisch erworbene Wissensbestände aufgefasst, die ein Set an gesellschaftlich geteilten Gesten, Routinen, Handlungsweisen und Sprachregelungen enthalten. Als Übersetzer zwischen Wissen und Handeln stellten sie sich als prinzipiell beeinflussbar dar und bieten damit Gestaltungsspielräume in der Biografie. Das intrapsychische Skripting wurde als eine in der Lebensgeschichte entwickelte Instanz der Vermittlung beschrieben, welche die Einbindung körperlichen Erlebens in soziale Sinnzusammenhänge zu organisieren hilft. Die Ebene des intrapsychischen Skripting hilft zu verstehen, wie sich biografischer Wandel als ein Prozess der Vermittlung zwischen körperlichen Abläufen und deren sozialer Einbindung entwickeln kann, ohne dass dieser Prozess durch die mit ihm verbundenen biologischen Vorgänge oder durch den sozialen Kontext, in dem er stattfindet, determiniert wird.

Nach diesen grundlegenden Überlegungen zur biografischen Strukturierung von Sexualität stelle ich nun meinen Forschungsgegenstand Bisexualität in den Mittelpunkt und ordne ihn historisch, theoretisch und empirisch ein.

